Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série

Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum

Band: 19 (1917)

Heft: 2

Artikel: Stuorz und Capetsch : Trachtenstudie aus dem Berner Oberland

Autor: Curti, N.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159592

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stuorz und Capetsch.

Trachtenstudie aus dem Bündner Oberland.

Von *N. Curti.*

Verschieden wie die Bündnertäler, sind auch ihre Bewohner, verschieden in Charakter, Religion und Sprache, verschieden früher auch in der Kleidung. Und obwohl gleichen Stammes, sind die Leute vom jungen Vorderrhein anders geartet als die Menschen am Inn, während die Täler der Julia und Albula zwischen beiden vermitteln müssen. Man könnte dies auch an den Trachten beweisen. Doch soll unter dem Titel Stuorz und Capetsch nur für ein Gebiet die Trachtengeschichte in einigen Punkten beleuchtet werden, und zwar für die vier Kreise: Disentis, Ruis, Gruob und Lugnez. Absolut Originelles kann man bei solchen Trachtenstudien nicht erwarten, denn schließlich sind die einzelnen Teile alle der allgemeinen Mode entnommen, die Originalität liegt mehr in der Zusammenstellung und der Zähigkeit, mit der ein Volk sich manchmal jahrhundertelang fast gleich kleidet. Aber auch in dieser Beziehung bietet die Männertracht in unserem Gebiete nichts Interessantes. Wohl aber kann man bei den Frauenkleidern Stücke finden, bei denen sich die Arbeit lohnt, nach Ursprung und Entwicklung zu fragen.

Leider versagen die besten und ergiebigsten Quellen für solche Studien in unserem Gebiet ganz oder teilweise. Teilungsrödel und Kleidermandate sind mehr in städtischen Verhältnissen entstanden, und überdies ist gerade für den Kreis Disentis das ganze archivalische Material zugrunde gegangen. Auch Familienbilder orientieren mehr über städtische Trachten, weil Bauern sich diesen Luxus selten gestatten; wer sich so etwas in unseren Bergtälern leisten konnte, hatte meistens aus reicheren Ländern Vermögen und fremde Tracht mitgebracht, was namentlich von unserer Militäraristokratie gilt. Daß aber gerade die Männerwelt vielfach von jeher sich gezwungen sah, in der Fremde ihr Brot zu verdienen, trägt mit die Schuld, daß ihre Tracht so wenig bietet.

Als man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anfing, sich für die alten Kostüme zu interessieren, sind zwar viele Trachtenbilder aus Bünden gezeichnet und vervielfältigt worden; man liebte es eben, von jedem Kanton ein solches herzustellen [1]). Aber abgesehen davon, daß namentlich die späteren meist nicht viel bieten, ist das Bündner Oberland wenig beachtet worden, hat doch z. B. Reinhardt kein einziges Bild aus Bünden gemalt.

Auch das prächtige Album, das bei Gelegenheit der Calvenfeier herauskam, ist gerade in seinen Oberländer Bildern nicht absolut zuverlässig, obwohl die

---

[1]) Das später wiedergegebene von Ed. Pingret 1825 ist vielleicht das beste. Die Haubenform z. B. gibt es sehr gut wieder.

einzelnen Trachtenstücke meist echt waren [1]). Man kann eben auch echte Stücke verkehrt anziehen oder falsch zusammenstellen. So hat z. B. in dem wertvollen Buch Jörgers „Bei den Valsern des Valsertales" die Darstellerin der „alten Valsertracht" das Unglück gehabt, ihr „Zughubi" verkehrt aufzusetzen.

Eine Quelle aber fließt für unser Gebiet sehr reichlich: es sind die vielen Votivbilder in den Kirchen und Kapellen. Sie geben allerdings nur über die Tracht der katholischen Bevölkerung Aufschluß, die übrigens in unserem Gebiet die große Mehrheit ausmacht [2]) und überdies, der Erfahrung gemäß, in der Regel auch in der Kleidung zäher am Alten hängt, also für unseren Zweck mehr bietet als die protestantische.

Die größte Auswahl an Votivbildern besitzt die anmutige Wallfahrtskapelle „Maria Licht" auf dem Frauenberge ob Truns. Es sind ihrer 67 in der Kirche und eine schöne Anzahl im Pfrundhaus, so daß die Zahl 100 nicht zu hoch gegriffen ist. Von 1664, dem Erbauungsjahr der Kapelle, bis 1855 bringen sie Leute aller Stände meist aus dem Oberland zur Darstellung [3]).

Auch die Kapelle in Camp am Eingang ins wilde Valsertal mit 35 Votiv- und 3 Prozessionsbildern ist eine ergiebige Quelle für Oberländerkostüme von 1707 bis 1781. Dazu kommen noch eine schöne Zahl vereinzelter Bilder in den vielen Kapellen und Kirchen unserer Täler; so birgt beispielsweise die Kapelle von Acletta bei Disentis ein halbes Dutzend zum Teil recht nette Kostümbilder.

Daran reihen sich die sogenannten „Schutzmantelbilder", ein Mittelding zwischen Andachts- und Votivbild, auf denen Maria unter ihrem weit ausgebreiteten Mantel kniende Repräsentanten aller Stände und Alter birgt, eine Darstellung, die seit uralter Zeit bis ins 18. Jahrhundert sehr beliebt war. Sie findet sich in St. Georg bei Räzüns aus dem 14.[4]), in St. Agatha bei Disentis aus dem 15. (Abb. 2), in der Pfarrkirche in Sagens aus dem 17. (1640), an der Fassade der Klosterkirche in Disentis aus dem 18. Jahrhundert. Die Reihe ließe sich leicht verdoppeln. Auf all diesen Bildern sind die Leute in der damaligen Tracht dargestellt.

Es ist klar, daß bei solchen Votivbildern eine Ähnlichkeit in den Gesichts-

---

[1]) Aus unserem Gebiet bringt dieses Trachtenalbum vier Bilder: Surselva ältere und neuere Tracht, Vals und Lugnez. Bei der älteren Tracht könnte man außer der Form der Hemdärmel und vielleicht auch der Schürze besonders stark bezweifeln, daß je eine Oberländerin im bloßen Mieder ohne Einsatz und Halstuch, aber mit Halsband sich gezeigt habe. Bei der neueren Tracht ist außer den roten Strümpfen eine Schürze ganz aus Filet sehr zu beanstanden. Abgesehen davon, daß zu dieser Tracht weiße Schürzen nur zum Kranz getragen wurden. Die Lugnezerin hat ihre Zopfkappe gar eigentümlich aufgesetzt. Zudem trägt sie ein Mieder, das zwar nach einem alten Muster gemacht ist, aber gerade nach einem seltenen Stück, wie sie nur ausnahmsweise gebraucht wurden. Verhältnismäßig gut ist noch die Valserin gekleidet, besonders wenn sie mit der Lugnezerin die roten Strümpfe getauscht hätte.

[2]) Der Kreis Disentis ist ganz katholisch, Ruis und Lugnez haben je nur eine protestantische Gemeinde, Gruob hat eine geringe katholische Mehrheit.

[3]) Die einst sehr reiche Serie von ex votos in der Muttergotteskirche in Disentis ist 1799 verbrannt. Es finden sich deshalb dort nur noch recht schlecht gemalte Stücke aus dem 19. Jahrhundert.

[4]) Abgebildet bei D. Jäklin: Die Wandgemälde der Kirche St. Georg in Räzüns.

zügen nicht erreicht oder auch nur angestrebt wurde; aber die Kostüme hat der Bauernmaler jeweilen gut gekannt und getroffen. Die älteren ex votos bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts sind meist gar nicht übel auf Leinwand oder Holz gemalt, was man von den späteren kaum behaupten kann. Es sind oft wahre Karikaturen auf Papier mit Wasserfarbe hingeworfen und auf ein Holzbrettchen geklebt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist die Sitte ganz abgekommen, den Bittsteller auf dem ex voto abzubilden; an die Stelle dieser Täfelchen ist Fabrikware getreten. Mögen die alten auch noch so primitiv gewesen sein, sie haben immer etwas Bodenständiges an sich gehabt und bieten

Abb. 1 a. Freiburger-Sturz (Plafeyen), nach Vogel, 1816.

für die Trachtenkunde besonders deshalb dankbaren Stoff, weil sie nur ausnahmsweise nicht datiert sind [1]).

Jedem, der die Votivbilder z. B. auf dem Frauenberg in Truns auch nur flüchtig überschaut, muß auffallen, wie viele Frauen auf den älteren ex votos ihren Kopf mit einem weißen Tuch umhüllt haben. Ähnliche Kopfbedeckungen trugen am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts die verheirateten Frauen überall in deutschen Landen und in stark veränderter Form noch im 17. und 18. Jahrhundert selbst die Städterinnen in der Schweiz. Allerdings ist bei ihnen die alte Form kaum mehr zu erkennen, denn das Tüchlein ist schleierförmig leicht geworden und liegt fein geordnet auf einer weißen Spitzenhaube.

[1]) Es sei schon hier bemerkt, daß die Leute auf den ex votos sich immer in der Festtagstracht abbilden ließen; deshalb ist auf keinem einzigen eine Frau oder ein Mädchen in Hemdärmeln dargestellt.

In unserer Gegend indes hat bis zu seinem Verschwinden dieser Kopfputz keine Veränderung erfahren. Er bestand aus zwei Leinentüchern, erst ganz zuletzt im 19. Jahrhundert wurde ausnahmsweise auch Baumwolle verwendet. Das erste ist 1 m lang und 40 cm breit. Es wird bis auf 8—10 cm Breite gefaltet, am Kinn angesetzt und auf dem Scheitel mit Nadeln befestigt. Das zweite Tuch ist beinahe quadratisch. Seine Größe schwankt zwischen 56 und 75 cm in der Breite und 65 bis 81 cm in der Länge. Weil zum großen Teil nicht sichtbar, zeigt das erste Stück gar keine Verzierung, das zweite nur einen 1 ½—2 cm breiten Saum, und während zum ersten gewöhnliche Hausleinwand verwendet wurde, nahm man zum zweiten die feinste, die in unseren Bergen zu haben war. Dieses zweite Tuch wurde auf den Kopf gelegt, über den Augenbrauen gespannt und an den Schläfen am ersten Tuch befestigt. Dann vereinigte man die zwei Zipfel unter dem Kinn, während hinten das Tuch breit auf den Rücken fiel. Das sind die Maße der Tücher und die Art und Weise sie umzulegen, wie es um die Mitte des 19. Jahrhunderts Brauch war (Abb. 1 b). Früher, d. h. noch im 17. und selbst zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte man das erste Tuch nicht gefaltet, sondern breit auf die Brust herabfallen lassen, während das zweite manchmal unter dem Kinn nicht mehr geheftet, sondern an den Wangen in das erste Tuch hineingeschoben worden. Nur wenige Bilder zeigen das Tuch stark vom Kopfe abstehend, wie es im 15. Jahrhundert in deutschen Landen Sitte war. In unseren Tälern stärkte man das zweite Tuch ganz wenig, so daß es sich ziemlich dem Kopfe anschmiegte. In der deutschen Schweiz nannte man diese Tücher Sturz oder Stuche, im Bündner Oberland kommt im romanischen Gebiet nur stuorz oder stuors, im deutschen nur Sturz vor. In seinem spieghel de devotiun von 1665 zählt P. Zacharias da Saló die Kleidungsstücke für die heilige Messe auf und sagt: Prima se nomna il stuorz. ch'ei quei pietz, che se metta sur il chiau ghiu, entuorn culiez. Er bezeichnet also das Humerale als stuorz, weil es früher wie der Sturz auf Kopf und Hals zu liegen kam. In seiner Begeisterung fürs Romanische wollte der bekannte P. Pl. Spescha den stuorz als etwas Rätisches ansprechen, was natürlich in keiner Weise angeht. Es sei schon hier darauf aufmerksam gemacht, daß die meisten Kleidungsstücke im Romanischen deutsche Namen haben, weil die Tracht von Norden kam [1]). Im Albulatal nannte

Abb. 1 b. Oberländer-Sturz.

[1]) Z. B. la schuba: der Rock, il tschoss: die Schürze, il mueder: das Mieder, il libroc: die Weste, usw.

man den Sturz pez e stuors, Tüchlein und Sturz, was ungefähr dem Deutschen entspräche, wo man das erste Tüechli, das zweite Fächtli oder Stuche nannte[1]).

Auf dem schon genannten Schutzmantelbild in St. Agatha bei Disentis aus dem 15. Jahrhundert tragen bereits alle Frauen den Sturz, nur eine einzige ist mit einem loseren Schleier dargestellt, aber doch nicht mehr so frei, wie ihn domicella Anna und Margretha von Räzüns auf den Wandgemälden in St. Georg tragen, ein Ende ist schon lose um den Hals gelegt. Eine zweite Frau hat den Sturz mit einer Rüsche verziert, das einzige Mal, daß in unserer Gegend eine Verzierung an dieser Kopfbedeckung vorkommt (Abb. 2). Da die Gemälde von St. Agatha gewöhnlich mit den baulichen Veränderungen von 1425 in Verbindung gebracht werden, erbrächte diese Darstellung den Beweis, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den Tälern des jungen Rheins die Verheirateten ziemlich allgemein den Sturz trugen, während die Unverheirateten nur ein schmales Bändchen auf ihre Haare legten.

Das interessante Familienbild auf dem Altärchen in der Rochuskapelle in Villa (Lugnez), das Ardüser 1601 malte, mag trotzdem als Trachtenstück aus dem 16. Jahrhundert gelten, besonders da die dargestellte Ursula von Cabalzar, Frau des Landeshauptmanns Gallus von Mont, schon 1583 gestorben war. Alle Verheirateten tragen auch hier den weißen Sturz, die Unverheirateten dagegen hängende Zöpfe und große Schäppel.

1638 wurden alle Personen, die in Segnas bei Disentis an der Pest gestorben waren, zu Füßen der zwei Pestheiligen Rochus und Sebastian auf dem Hochaltar der dortigen Kapelle dargestellt, links die Männer, rechts die Frauen. Es sind elf Verheiratete und vier Mädchen. Der Sturz ist eher noch umfangreicher und faltiger geworden, die Mädchen tragen bereits die damals unvermeidliche Pelzkappe (Abb. 3).

Daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch Frauen aus guten Familien den einfachen weißen Kopfschmuck aufsetzten, zeigt ein Bild auf dem linken Seitenaltar der Kapelle in Zarcuns (Tavetsch) von 1679, das einen Durig[2]) de Florin mit Frau und Kindern darstellt, den Vater des späteren Fürstabtes von Disentis, Gallus de Florin. Ein Mädchen trägt bereits an Stelle der Pelzkappe ein schwarzes Häubchen.

Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts erscheinen zum erstenmal verheiratete Frauen in anderen Kopfbedeckungen als dem Sturz; aber nur Adelige gestatteten sich diese Neuerung, bei allen anderen waren die zwei weißen Tücher noch lange das Kennzeichen des Ehestandes. Es ist natürlich nicht möglich, genau zu bestimmen, wie lange der Sturz allgemein getragen wurde. Auf dem Frauenberg ob Truns kommt er auf ex votos von 1675—1732, in Camp (Vals) von 1707—1738 vor. Eine jüngere Darstellung wird kaum existieren. Es drängt sich deshalb von selbst der Schluß auf, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Sturz als allgemeine Frauentracht verschwunden war. Vom gleichen Zeitpunkt an erscheint er aber als Trauerkleid, und zwar von jetzt an auch bei Un-

[1]) Wenigstens in der Ostschweiz.

[2]) Durig oder Duri ist der romanische Name für Ulrich.

verheirateten. Diese Annahme ist um so wahrscheinlicher, da P. Pl. a Spescha 1828 bemerkt: „In diesem Jahre fing man zu Trons an, den weißen Schleier der Weiber beim Trauergottesdienst wegzulassen. Seit mehr als 70 Jahren erinnere ich mich an diese Gewohnheit bei Leichenbegängnissen". Während etwa 80 Jahren war also der Sturz allgemeine Leidtracht. Dann aber gingen noblere Familien in den großen Dörfern des Haupttales und merkwürdigerweise auch die Bewohner der zwei deutschen Gemeinden unseres Gebietes, Vals und Obersaxen, von der alten Sitte ab. In diesen beiden Pfarreien erinnern sich auch die ältesten Leute nicht, auch nur gehört zu haben, es sei früher der weiße Sturz

Abb. 2. Wandgemälde von St. Agatha bei Disentis, XV. Jahrh., phot. v. Dr. P. C. Hager.

im „Leid" getragen worden. Daß dies trotzdem der Fall war, beweist der Ausdruck „Sturz tragen", was heute noch in Vals „Leid tragen" bedeutet. Am längsten hielt sich die alte Übung in den zwei hintersten Gemeinden des Lugnez, die damals gar entlegen und von der Welt abgeschnitten waren. In Lumbrein trug Jungfrau Anna Cath. Casanova beim Begräbnis ihres Vaters am 25. Dezember 1867 zum letztenmal den Sturz [1]). Dann hielt er sich noch fast zehn Jahre in Vrin, bis er 1876 auch dort abgeschafft wurde, an seine Stelle trat beim Trauerkostüm in Vals die Zopfkappe, im übrigen Gebiet die schlappa muota, von denen später noch einige Worte gesagt werden.

[1]) Nicht gar lange vorher, nämlich 1863 war der Sturz in Tavetsch abgeschafft worden. In den fünfziger Jahren war er selbst in Disentis noch im Gebrauch. Heute sind Stücke, die noch im Gebrauch waren, nicht mehr häufig.

Volle 400 Jahre hatten die Frauen des Oberlandes den Sturz getragen, und zwar fast ohne Veränderung, gewiß ein ehrwürdiges Alter für ein Trachtenstück. Es war nicht nur die ausgleichende Zeit, es war auch nicht nur das auffallende Weiß, das den Sturz endlich unbeliebt machte. Die wenigen noch lebenden Frauen, die einst den Sturz getragen, betonnen immer, wie umständlich die Toilette besonders bei einer größeren Familie gewesen sei, da man den Sturz allein kaum kunstgerecht aufsetzen konnte [1]). In der letzten Periode wurden selten mehr neue Tüchlein angeschafft, man borgte sie lieber von Bekannten, und so kam es, daß zuletzt für größere Verwandtschaften in einer Gemeinde nicht mehr genügend Exemplare vorhanden waren, dann fiel die Sitte von selbst fort, da entweder alle nahen Verwandten oder niemand Sturz tragen wollte. An anderen Orten war es ein besonderer Todesfall, der die alte Trauertracht beseitigen half. So gingen von Fellers Ende Juli 1840 drei Männer nach Einsiedeln und kamen auf dem Heimweg über Glarus-Tschingelhorn-Segnes im Schnee um. Da deshalb die halbe Gemeinde „ins Leid" kam, bat der Pfarrer, man möchte den Sturz nicht tragen, und damit war die alte Sitte begraben.

Eine ganz ähnliche Entwicklung wie in Bünden hat der Sturz auch anderswo durchgemacht, in und außerhalb der Schweiz. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts trugen die Frauen in Innerrhoden „im Leid" den Sturz, weiße Bänder, die zwischen den zwei Flügeln der Schlappe befestigt über den Rücken hingen. Der Wunsch, Sturz und Schlappe zusammen tragen zu können, hatte diese Reduzierung des Leinentuches veranlaßt. Weitere Verwandte setzten an Stelle des Sturzes das Gfächtli auf, ein gefaltetes gestärktes Leinentuch mit Ziersaum, das ebenfalls zwischen die zwei Haubenflügel befestigt wurde [2]).

Viel altertümlicher mutet der Sturz der Deutsch-Freiburgerinnen an, wie ihn Vogel 1816 auf einem Bildchen verewigt hat, und wie er ebenfalls bis Mitte des 19. Jahrhunderts getragen wurde (Abb. 1a). Steif und breit strebt dort das große gestärkte Tuch vom Kopfe weg nach beiden Seiten, während das Tüchlein wie Anno 1500 teilweise über das Kinn gebunden wurde [3]).

Noch heute gehört der Sturz zur Trauertracht der Bregenzerwälderinnen. Dort unterscheidet man sogar noch zwischen Sturz und Stucha, obwohl beide (wie Abb. 4 zeigt) von vorne kaum zu unterscheiden sind. Auf dem Rücken hingegen verläuft die Stucha geradlinig, wie bei uns der Sturz, der Sturz hingegen endet in einen Zipfel [4]). Die Stucha trägt die nächste Verwandtschaft. Sie wird folgendermaßen aufgesetzt: erst wird der Stuchensack, hier schon zusammengenäht, an den Kopf gesteckt, dann die Stucha über die Stirne gespannt und seitlich unter den Sack geschoben. Der Sturz ist die Auszeichnung der

[1]) Die nächsten Verwandten mußten während des Begräbnisgottesdienstes neben dem Sarg auf dem Boden knien. An vielen Orten durften sie nicht die Kniebank im Kirchenstuhl benützen, sondern knieten zwischen Sitz- und Kniebank auf dem Boden, eine sehr unbequeme Art, die heute noch beim Segen etc. an manchen Bündnerorten gebräuchlich ist.

[2]) Deshalb unterschieden die Innerrhodler zwischen sturz- und gfächtli-verwandt.

[3]) Selbst auf den ältesten Bildern aus Bünden ist das Tüchlein nie über das Kinn gebunden.

[4]) In der Monographie über Au im Bregenzerwald von J. Hiller ist das Gegenteil angemerkt. Von anderer Seite wurde mir auf persönliches Anfragen hin diese Auskunft erteilt.

Kreuzträgerin beim Begräbnis und wird ebenfalls an den Kopf gesteckt. Dies sind nur drei Beispiele, die sich leicht vermehren ließen.

Solange die Frauen allgemein den Sturz trugen, also mit wenigen Ausnahmen bis ins 18. Jahrhundert hinein, war für sie jeder andere Kopfputz ausgeschlossen [1]). Die Unverheirateten hingegen schlossen sich nicht ganz gegen die Mode ab. Das alte romanische Liederbuch Consolatiun della olma devoziusa von 1690 [2]) nennt in der Canzun dil purgatieri die Kopfbedeckungen, nach denen Ende des 17. Jahrhunderts der Sinn der jungen Oberländerinnen stand:

Underfèr [3]) cun baretta [4])	Hinderfür mit Haube
Schlappa cun ternetta [5])	Schlappe mit Spitzen.

Abb. 3. Frauen und Mädchen von 1638 vom Altarbild in Segnes-Disentis, phot. v. Dr. P. C. Hager.

Der unvermeidliche Hinderfür war also bis hinauf in die Bündnertäler gedrungen und hatte sogar seinen urdeutschen Namen etwas romanisiert behalten,

[1]) Im Albulatal und Oberhalbstein trug man sich im 17. Jahrhundert gleich wie im Oberland, die Votivtafeln in Zitail mögen dies beweisen. Als Trauertracht hat man indes dort den Sturz schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgelegt.

[2]) In den späteren Ausgaben ist das Lied umgeändert, wohl deshalb, weil man underfèr kaum mehr verstand.

[3]) underfèr ist von Hinderfür gleich gebildet wie undersess von Hinterseß.

[4]) Heute heißt baretta im Oberland nur noch das Birett der Priester.

[5]) ternetta kommt heute im Oberland kaum mehr vor, wohl aber im Albulatal, wo es immer ein Spitzeneinsatz in Tischtücher oder Kissen bedeutet. In Trins soll far ternetta klöppeln heißen. (Mitteilung der Redaktion des roman. Idiotikums.)

während die weiße Haube, die unter der Pelzkappe getragen wurde, sich romanisch baretta nannte. So allgemein wie in der deutschen Schweiz wurde aber der Hinderfür in Bünden nie getragen. So sind denn auch die Bilder, auf denen er erscheint, gar nicht zahlreich. Zum erstenmal tragen die Unverheirateten auf dem Hochaltarbild von Segnes (1638), von dem bereits die Rede war, die erwähnte Pelzkappe, aber noch keineswegs in den gewaltigen Dimensionen, wie die Damen um 1700 sie liebten. Es ist noch eine ganz nette Mütze, bestehend aus breiter brauner Pelzverbrämung und großem schwarzem Samtboden. Der underfèr muß damals sehr beliebt gewesen sein, da er selbst den Kopf eines kleineren Mädchens schmückt. Erst etwa fünfzig Jahre später erscheint er wieder auf einem ex voto und diesmal bei einer adeligen Dame, und zwar in einer Größe, die sich in einer Schweizerstadt hätte sehen lassen dürfen. Doch leisteten sich nur Damen aus den besten Familien diesen Luxus. Ein Votivbild aus Accletta (bei Disentis) von 1689 zeigt zum erstenmal die weiße Leinenhaube mit Spitzen unter dem Hinderfür, 1638 war noch nichts davon zu sehen, zwei weitere Votivbilder in Truns, das eine stellt eine Familie von Caprez dar, das andere ist 1704 datiert, geben Frauen mit Hinderfür und Leinenhaube wieder. Sonst ist diese Pelzkappe auf ex votos nicht dargestellt, obwohl gerade aus dieser Zeit solche Bilder sehr häufig sind. Längliche Hinderfür oder solche aus Samt oder Litzen sind in unserem Gebiet nie getragen worden, weil diese Mode nie allgemein wurde. Es könnte zwar den Anschein haben, gerade in Graubünden habe man am längsten an solchen Pelzkappen festgehalten, da noch vor 40 Jahren in Samnaun und im Münstertal ähnliche in Gebrauch waren. Die Grenzlage beider Täler läßt indes leicht erraten, woher sie importiert worden, nämlich aus dem Tirol [1]). Sie wurden denn auch nur verhältnismäßig kurze Zeit und nur von bessersituierten Frauen getragen. Taf. XII, 5 zeigt eine solche Pelzkappe aus Samnaun. Sie ist 18 cm hoch, aus dunkelbraunem Pelz gearbeitet und hat oben in der Mitte einen kleinen grünsamtnen Boden mit einem Kreuz aus Goldborten. Innen ist sie mit behaartem Ziegenfell gefüttert und mit Ziegenhaaren gestopft.

Indes ist für die Kostümgeschichte unseres Gebietes die weiße Leinenhaube, die unter dem Hinderfür getragen wurde, von größerem Interesse als der Hinderfür selbst. Natürlich trug man solche Hauben auch allein, und manche Tracht hat ähnliche noch im 19. Jahrhundert aufgewiesen [2]). Taf. XII, 2 zeigt eine Leinenhaube aus Lumbrein (Lugnez), die alten Zürcherhauben auffallend ähnelt. Da die Stirnenschneppe noch ganz klein ist, dafür aber die Wangenteile stark hervortreten, stammt sie sicher aus dem 18. Jahrhundert, vielleicht sogar

[1]) In Tirol und Vorarlberg wurden solche Pelzkappen in allen Größen getragen und sind zum Teil heute noch im Gebrauch. Auch spitzige Formen aus Wolle kamen vor und wurden in Weiß und Blau auch im Münstertal getragen. (Eine Münstertalerin mit weißer spitziger Wollhaube ist im Trachtenbuch der Calvenfeier abgebildet.)

[2]) Es sei nur an die Hauben der Burenfeufi und Hallauer erinnert. Vgl. auch die Arbeiten von Frau Julie Heierli im Anzeiger für schweiz. Altertumskunde 1911 Tächli-Tüchli und Was ist ein Hinterfür? sowie 1913 Das Burefeufi und im Archiv für schweiz. Volkskunde 1915 über die Hallauertracht.

aus der ersten Hälfte. Es ist eine weiße Leinenhaube mit faltenreichem Zug, von einer feinen Klöppelspitze umrahmt. Ein etwas gröberer geklöppelter Einsatz trennt auf dem Scheitel die zwei Vorderteile der Haube. In unserem Gebiet hat man für Haubengarnituren fast nur Klöppelspitzen verwendet, keine Knüpfspitzen, obwohl diese früher namentlich für kirchlichen Gebrauch in breiten schönen Mustern im Lande hergestellt wurden. Später kommen an

Abb. 4. Sturz und Stucha aus dem Bregenzerwald (die mittlere trägt den Schappel).

weißen Hauben ausnahmsweise auch schmale, gewobene Spitzen vor (Taf. XII, 1). Direkt aus dieser Haube hat sich die Zughaube der Valser entwickelt. Da früher das Valsertal fast leichter mit dem Hinterrheintal verkehrte als mit dem Lugnez, weil der Weg über den Berg so gut war wie der gefährliche durch die Schlucht, gingen die deutschen Valser auch in der Tracht nicht die gleichen Wege wie die romanischen Lugnezer, zu denen sie politisch gehörten. Zur Zeit der Trachtenbildung, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts trugen die Valserinnen nette kleine Häubchen, ohne Schneppe, auch ohne hervortretende Wangenteile, aber mit einem Zug, weshalb man sie Zughaube nannte. Diese kleinen Dinger, die nicht viel mehr als den

Zopf deckten, waren bei den Frauen dunkel gehalten und mit breiten schwarzseidenen Klöppelspitzen eingefaßt (Taf. XII, 6), für die Unverheirateten meist weiß aus Pikee oder Baumwollstoff hergestellt, mit weißleinenen Klöppelspitzen verziert und bestickt. Taf. XII, 4 zeigt deutlich das originelle Muster, das hier in bunter Seide hergestellt und durch Goldpapierunterlagen und farbige Glasperlen noch mehr hervorgehoben ist [1]). Das Prunkstück an diesem Häubchen war das schwere buntseidene Band, mit dem sie vorne eingefaßt war [2]).

Ende des 17. Jahrhunderts war im Oberland eine etwas anders geformte Haube aufgekommen, zuerst bei den Unverheirateten, im 18. Jahrhundert auch bei den Frauen, als sie den Sturz nicht mehr trugen. Capetsch nannte man sie, auch schlappa, später schlappa cun pez [3]), zum Unterschied von der heute noch gebräuchlichen runden schlappa. Die Valser nannten sie Zopfkappe. Unverheiratete trugen sie in schwarz oder weiß, Frauen meistens schwarz. Zum erstenmal im Oberland ist diese Haube 1679 auf dem Gemälde in Zarcuns abgebildet. Viel charakteristischer hingegen tritt sie uns auf einem ex voto von 1703 aus Caverdiras-Disentis entgegen. Die Ähnlichkeit mit Taf. XII, 2 läßt sich nicht verkennen, nur ist das Ganze fester, steifer. An Stelle des Zuges ist ein steifer Boden getreten, die Wangen treten stark vor, und das Gesicht ist von einer dichten Spitzenrüsche umgeben. Im Laufe des 18. Jahrhunderts traten die Seitenteile allmählich zurück, der Boden wurde immer kleiner und rückte immer weiter gegen den Wirbel hinauf, die Schneppe wagte sich nur desto weiter in die Stirne hinunter. Ein weißes Exemplar ist mir keines bekannt, vielleicht hat sich überhaupt keines erhalten, da solche schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts aus der Mode kamen, wohl aber finden sich hie und da noch schwarze. Die Form ist bei allen gleich, alle sind von dunkler Leinwand hergestellt und mit Leinwand gefüttert. Der Boden ist mit festem Papier gesteift. Sehr verschieden ist die Ausrüstung. Bei einfacheren begnügte man sich mit einem Samtüberzug und einer kleinen schwarzen Seidenspitze um den Rand (Abb. 5). Schöne Hauben wurden fast ganz mit Seidenspitzen belegt und der Rand und die Schneppe durch dichte steife Spitzenrüschen hervorgehoben (Abb. 6). In der letzten Periode liebte man es auch, die ganze Haube mit Krepp auszustaffieren und mit dichten Krepprüschen zu besetzen (Abb. 7 und 8). Schon Ende des 18. Jahrhunderts wollten noblere Frauen diese Schlappe nicht mehr tragen, sie bevorzugten eine runde Form ohne Schneppe. In den dreißiger Jahren legten auch Bauernfrauen die schlappa cun pez weg, aber alte Jungfern und Frauen hielten sich noch lange an das Hergebrachte. Die letzte, die dem Capetsch treu blieb, ist wohl eine Frau M. Mierta Camichél geb. Derungs in Brigels gewesen, die 1875 starb [4]).

---

[1]) Fast das gleiche Muster wurde auch mit brauner Seide auf Baumwollstoff gestickt.

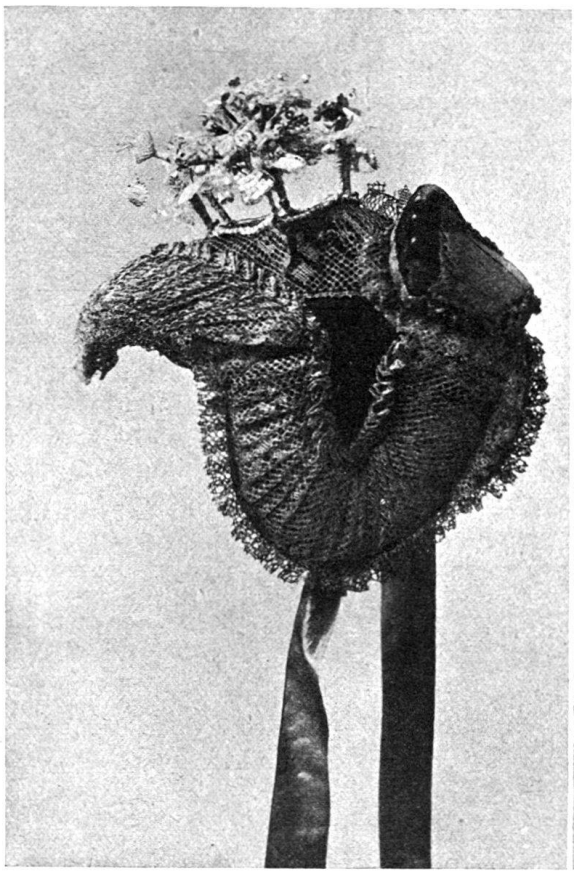
[2]) Abb. 13 zeigt in etwa die Farbenpracht dieser Bänder.

[3]) Im Albulatal nannte man diese Form schlappa cun schnabel.

[4]) Im Albulatal sind auch in den siebziger Jahren die letzten Frauen gestorben, die schlappa cun schnabel trugen. Es wurde behauptet, man habe auch Capetsch mit Gold gestickt getragen; doch ist mir kein solcher bekannt, weder auf einem Bild noch in Natur.

In Vals ist der Capetsch, dort Zopfkappe genannt, sogar Trauertracht geworden, und hat sich als solche bis Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten. Man hatte eben dort den Sturz frühe abgelegt, und weil man gewöhnlich die niedliche Zughaube trug, die ältere Zopfkappe für das „Leid" reserviert.

Die Haare wurden für diese Haube von Stirn und Nacken aus glatt auf den Scheitel gekämmt, dort gedreht und um einen Pfeil (romanisch savetscha) gewunden. Gewöhnlich waren es nur schlichte Holzpfeile, doch kamen auch



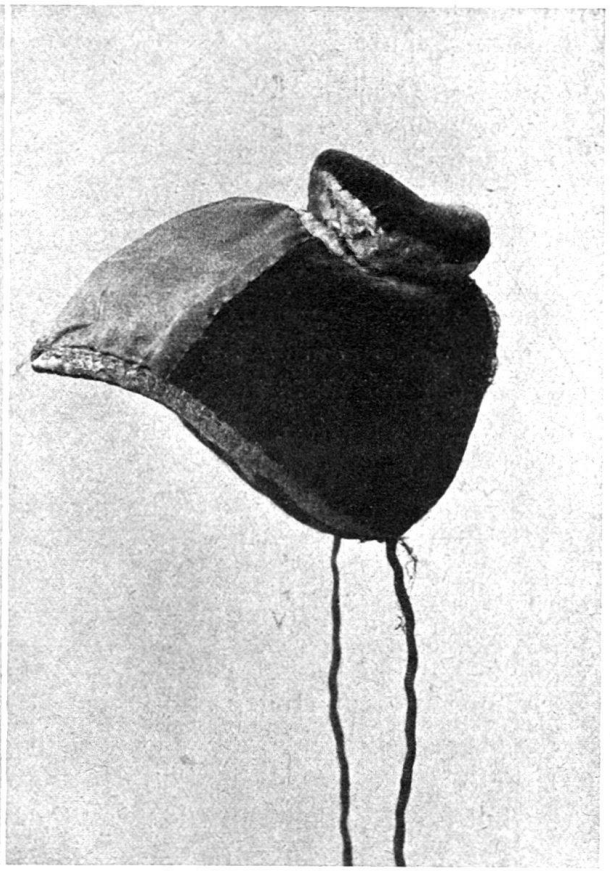


Abb. 6. Capetsch mit Schappel, Abb. 5. Capetsch, einfache Form,
phot. v. Dr. P. C. Hager.

prächtige Nadeln in Silberfiligran vor, bei denen der Kopf beidseitig reich verziert war, nicht nur die Schauseite, wie bei den Haarnadeln aus den Urkantonen.

Neben diesen Hauben waren noch einfachere im Gebrauch, ohne Zug und Boden, aus weißer Leinwand hergestellt. Taf. XII, 3 zeigt eine solche aus dem Lugnez mit weißleinenen Klöppelspitzen, reich verziert, im Knötchenstich. Eine zweite (Taf. XII, 1) aus Brigels ist gesteppt und mit schmalen roten Seidenbändchen sowie mit gewobenen Spitzchen garniert.

Wie die meisten Trachtenstücke des 18. Jahrhunderts stammt jedenfalls auch diese Haubenform aus Frankreich. Die schwarze reichere Haube hat sich

wohl nirgends so lange gehalten wie in Graubünden. Endlich mußte sie doch der runden Spitzenhaube weichen, obwohl sie unstreitig besser stand als ihre steife Nachfolgerin.

Hier soll auch das Schäppele nicht vergessen sein, das Ehrenkrönchen der Jungfrauen bei Prozessionen, das zum letztenmal bei der Hochzeit getragen wurde. Dieses „letztemal" drückten früher die Bregenzerwälderinnen dadurch aus, daß sie zur Hochzeit das Schäppele auf den Sturz setzten, also Frauen- und Jungfrauentracht zusammen trugen. Aus dem Oberland ist dies nicht bekannt; aber auch hier war es der Stolz der Braut, wenn sie cun tschupi, wie der romanische Ausdruck lautet, vor den Altar treten konnte. Nur im Leid trug die Braut einen Kranz aus Rosmarin. Leider ist auf keinem ex voto eine Jungfrau mit dem Schappel dargestellt, mit Ausnahme der Töchter v. Mont auf dem Altarbild in Villa von 1601, wo die vier Mädchen große Schäppel tragen, wie sie im 16. Jahrhundert in Gebrauch waren. Aus dem 18. und 19. Jahrhundert haben sich einige Exemplare aus dem Lugnez und der Cadi erhalten, die in vielen Beziehungen von denen der deutschen Schweiz abweichen. Es sind alles zierliche feine Krönchen aus Draht, Glasperlen, Flitter und Seidenbändchen. Die kleinsten haben nur 5 cm Höhe und 5½ cm Durchmesser (Abb. 9), und auch die größten sind nicht mehr als 10 cm hoch und breit. Der feste Streifen, meistens umwundener Karton, auf dem sich anderswo die Krone aufbaut, ist hier weggefallen, auch der kranz- oder reifförmige Aufbau findet sich hier nicht, da die höchsten Blumen in der Mitte angeordnet sind. Was aber besonders auffällt, ist der Umstand, daß hier das Schäppele nie direkt auf den Haaren, sondern stets auf der Haube getragen wurde (Abb. 6). Mit Schneppenhaube und Schappel trat so ein Mädchen fast wie eine Fürstin auf, da der Capetsch für das Krönchen eine geeignete Fläche bot. Als aber gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die runde Schlappe aufkam, trugen im Lugnez ältere Jungfern auch zu dieser den Schappel; aber das kleine Ding saß ganz eigentümlich oben auf dem Rand der Haube. Deshalb wählte man allenthalben die neuere Kranzform und fügte ein dünnes Gewinde von weißen künstlichen Blumen und Blättern ein zwischen das Spitzenvolant und den Haubenboden. So gingen die Oberländer Jungfrauen bis in die neueste Zeit mit ihren bekränzten Hauben zur Festtagsprozession. Heute sind leider die Haubenträgerinnen sehr zusammengeschmolzen, und wie der Schappel im Haupttale schon in der ersten, im Lugnez in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschwand, wird bald die letzte Kranzhaubenträgerin ins Grab sinken.

Es erübrigt noch etwas von der Kleidung zu sagen, die zum Capetsch getragen wurde. Schöne, aber doch bäurische Bilder aus der Glanzzeit des Capetsch sind mir aus dem Oberland nicht bekannt. Die zwei Frauen aus dem Albulatal auf Abb. 10 sollen vor allem den Sitz und die Form der schlappa cun schnabel wiedergeben [1]).

Auf Abb. 8 ist eine Oberländertracht aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts zusammengestellt, leider sitzt das Mieder nicht, wie es sollte. Von der Haube

[1]) Mieder hingegen von dieser Form, namentlich wie die Frau rechts eines trägt, waren im Oberland unbekannt.

wurde schon gehandelt. Ein grünes, gestreiftes Seidenmieder mit farbigem Einsatz umschließt den Leib über einem groben Leinenhemd, dessen weite Ärmel am Handgelenk durch ein schmales, gesticktes Brisli geschlossen werden. Über einen feinen Leinen-Verstecker ist das violette Seidenhalstuch gelegt, das Prunkstück der Ausrüstung. Die weiße Leinenschürze mit Spitzen und Einsätzen in

Abb. 7 u. 8. Feiertags- und Alltagstracht aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, phot. v. F. Huonder.

Durchbruch und Flechtarbeit [1]) deckt vorne den groben schwarzen Wollrock aus Carpun [2]) mit seinen etwa 2 cm breiten gelegten Falten [3]). Als einziger

[1]) Diese Schürze stammt noch aus dem 18. Jahrhundert, könnte aber heute noch bei Prozessionen getragen werden.

[2]) Carpun und Cadisch sind die zwei einheimischen Wollstoffe. Carpun ist zweitrittig gewoben, also Leinenbindung, Cadisch viertrittig, also Köper.

[3]) Feinere Falten ließ der dicke grobe Stoff kaum zu. Nach Gebrauch wurden diese Röcke immer zusammengelegt, damit sich die Falten erhalten. In Vals nennt man diese Röcke Lana, romanisch auch mezalauna, was dem deutschen Metzirock entspricht. Für einen solchen schweren Faltenrock brauchte man im Bündner Oberland sechs Breiten des einheimischen Wolltuches.

Schmuck wurde fast allgemein ein Korallenhalsband getragen, mit oder ohne Metallteile. Das war die gewöhnliche Tracht für Werk- und Sonntage. Farbe und Stoff des Mieders war ganz dem Geschmack überlassen; gibt es doch grobe wollene, halbseidene und seidene in allen Farben, vom Hellblau und Rot bis zum samtenen Tiefschwarz. Nur die Form war fast durchwegs gleich [1]). Alle sind durch dicht liegende Haselruten (romanisch cudetschas) gesteift, haben hinten eine Zierschnürung [2]) und wurden vorne durch bunte Bänder zusammengezogen. Vier schmale Bändchen hinten und zwei vorne, die etwas schräg gegeneinander von oben nach unten verlaufen, bilden mit ihrer abstechenden Färbung [3]) den einzigen Schmuck des Mieders. Die zwei schmalen Schwänzchen am Rückenteil kamen zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch in anderen Gegenden vor. Was über Stoff, Steife und Farbe des Mieders gesagt wurde, gilt auch vom Einsatz (romanisch bistuoc), doch bevorzugte man bunten Wollstoff [4]). Röcke

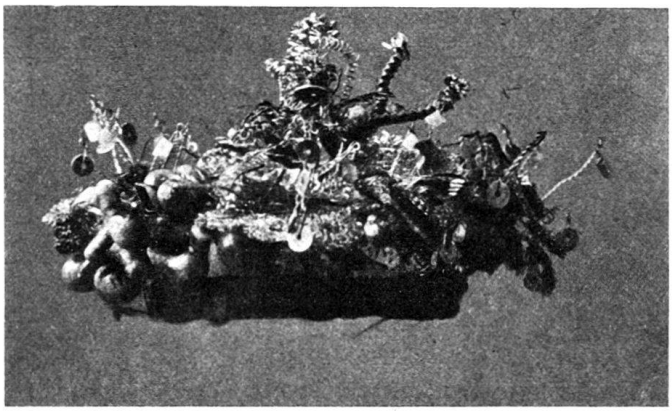


Abb. 9. Schappel aus dem Lugnez (Museum Chur).

(romanisch schuba oder rassa) wurden nur dunkle getragen, obwohl im 17. und 18. Jahrhundert noch vielfach feuerrote in Gebrauch gewesen waren, was P. Pl. a Spescha noch zu Anfang des 19. von den Bräuten im Tavetsch berichtet. Beliebig war auch die Farbe des Halstuches und der Schürze, doch trug man zu Beginn des 19. Jahrhunderts gern bunte, kleine Halstücher und helle Leinen- oder Halbleinenschürzen. Im 18. Jahrhundert waren besonders dreizipflige Halstücher mit besticktem Rand [5]) Mode gewesen. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts waren nur noch dunkle, an Feiertagen weiße Strümpfe Mode, die Valserinnen allein hatten die früheren roten Baumwollstrümpfe beibehalten [6]). Den Anzug

[1]) Aus Lumbrein (Lugnez) ist mir ein Mieder bekannt mit langer Schneppe und Metallhaften, steht aber vereinzelt da. Ob in Vals auch Mieder ohne Schnürung mit gesticktem Einsatz getragen wurden wie im Engadin?

[2]) Das heißt die zwei Miederteile waren auf dem Rücken oben und unten zusammengeheftet.

[3]) Zum Beispiel hellblau auf schwarzem Samt, rosa auf grüner Seide.

[4]) Mit Wolle gestickte waren ebenfalls häufig, ganz feine trug man nur zum schwarzen Festgewand.

[5]) Namentlich mit etwas bäurischen Rokokoornamenten.

[6]) An Werktagen hingegen trugen sie meist Strümpfe aus Wolltuch genäht.

vervollständigten niedrige Lederschuhe mit hohen Absätzen, deren Sohle nur zur Hälfte aus Leder, die hintere Hälfte mit dem Absatz hingegen aus Erlenholz gefertigt war.

In diesem ziemlich farbenfreudigen Anzug erschien indes niemand an Feiertagen. Besonders für die Prozessionen trug man nur schwarze Kleider, in

Abb. 10. Frauen aus dem Albulatal mit Capetsch, nach Ed. Pingret, 1825.

Hemdärmeln hätte niemand erscheinen dürfen. Faltenrock und Haube blieben gleich, den Leib aber umschloß ein schwarzes Mieder mit Ärmeln und gesticktem Einsatz. Solche Mieder mit langen Schneppen tragen heute noch die drei Marien in Lumbrein bei der großen Prozession am 1. Fastensonntag zu Ehren der schmerzhaften Mutter. Auch Familienporträte mit Damen in solchem Mieder sind häufig. Bei Jungfrauen kam dazu noch der zierliche Schappel auf der Haube. Halstuch und Schürze mußten stets weiß sein. Doch liebte man am Hals-

tuch einen farbig oder braun gestickten Rand, früher im Kreuzstich, später im Plattstich (Abb. 7).

Im 19. Jahrhundert kamen diese Mieder aus der Mode und wurden durch eine schwarze Jacke ersetzt (Abb. 7), die durch zwei Schwänzchen auf dem Rücken deutlich ihre Entstehungszeit anzeigte. Der Halsausschnitt bei diesen Geppas war ziemlich weit und die zwei Brustteile so groß geworden, daß sie 10—20 cm übereinandergingen und mit Stecknadeln geheftet wurden. Neben den braun gestickten Halstüchern wurden weiß bestickte beliebt, und den Leinenschürzen zog man Musselinschürzen vor, die im Kettenstich verziert waren.

Abb. 11. Frau Schmid geb. Huonder, Madernal-Disentis, 1916.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatten die Unverheirateten auch im Oberlande mäßige Krös getragen; aber schon in der zweiten Hälfte zog man ein Mittelding zwischen Kragen und Halstuch vor, ein glattes Leinentuch, das mit zwei langen Zipfeln über die Brust hinunterhing. Ähnliche waren 1650 in der großen Welt Mode gewesen, allerdings mit feinen Spitzen garniert, nicht nur mit einer Leinenquaste wie bei uns. Schon um 1700 trat an Stelle dieses Kragens das eigentliche Halstuch und blieb bis heute das Prunkstück der Tracht.

Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts kam allmählich eine Tracht auf, die heute noch von älteren Frauen getragen wird, aber fast ausschließlich in Schwarz (Abb. 11 u. 12), während früher auch blaue, grüne, braune, selbst helle Kleider in diesem Schnitt gebraucht wurden. Verwendet wurde stets nur Wollstoff, Carpun, Cadisch, Merino und Tuch. Zu einem ziemlich faltigen, mit einem Samtband verzierten Rock trug man erst eine ausgeschnittene Jacke mit Schlägelärmeln. In verkleinerter Form saßen immer noch die Schwänzchen an der Taille, die durch einen verzierten Tuchgürtel geschlossen wurde. Nach und nach verengerte sich der Halsausschnitt, die Ärmel wurden faltig zusammengezogen, und statt der Schwänzchen zog sich eine Tuchrüsche um den Leib, dafür fiel der Gürtel weg. Den ganzen Stolz setzte man auf Schürze und Halstuch. Erst trug man noch farbige Tücher, dann wurden dunkle Schiller beliebt, namentlich in Braun und Violett, daneben auch schwarze Seide mit gestickten Blumen. Das Material ist oft Seide, oft aber auch, namentlich bei schwarzen, feine Wolle. Genau dasselbe gilt auch von der Schürze, die früher stark faltig zusammen-

gezogen, jetzt etwas weiter getragen wird. Bei Prozessionen hielten sich die Jungfrauen an die herkömmlichen Musselin- und Leinenschürzen. Wer mehr auf das Äußere gab, trug früher auch ein gesticktes Vorhemd und unter dem Seidenhalstuch ein gestärktes, in drei Falten gelegtes, oft noch mit einer kleinen Spitze verziertes weißes Tüchlein. An den Korallenbändern wurden jetzt kleine goldene Kreuzchen Mode.

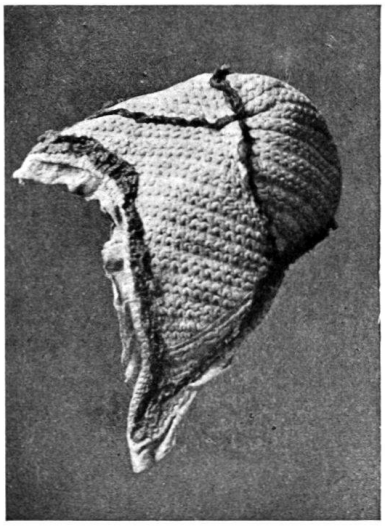
Als Kopfbedeckung diente die runde Schlappe, von bessersituierten Frauen

Abb. 12. Frauen und Jungfrauen aus Segnes-Disentis, phot. v. Dr. P. C. Hager.

schon zu Ende des 18. Jahrhunderts getragen. Damals war sie klein und weich und deckte nicht viel mehr als den Zopf (Taf. XII, 7), allmählich wurde sie größer und steifer, bis sie gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts die heutige Form bekam. Schon seit Jahrzehnten sieht man nur noch schwarze Schlappen in Atlas (romanisch seida dubla), Damast oder Wollstoff, mit einem Volant aus geklöppelten Seiden- oder Wollspitzen oder aus Flor, hinten mit einer doppelten Masche aus Seidenband. Einst hatten unsere Leute schwarzsamtene Schlappen bevorzugt, mit Gold und Pailleten gestickt (Taf. XII, 9), auch braunsamtene mit Seide gestickt, selbst solche aus Schillerseide waren beliebt. Für Mädchen stellte man

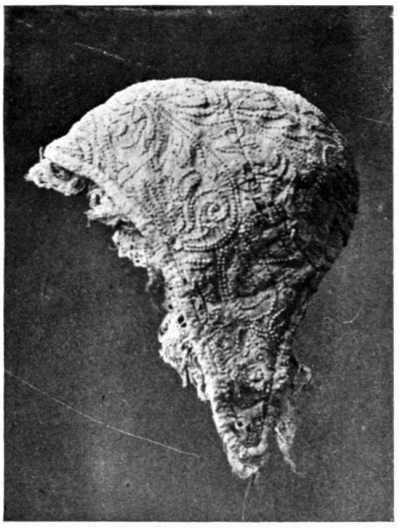
sie in allen, selbst den buntesten Farben, mit weißen Spitzen her. Da diese Schlappe schon allgemein Mode war, als der Sturz abgeschafft wurde, richtete man sie als Ersatz her, indem man im Leid alle Zierstücke, d. h. das Volant und die Maschen abtrennte und sie so als schlappa muota aufsetzte (Taf. XII, 8). Später begnügte man sich damit, die Maschen wegzulassen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war diese Tracht sehr beliebt und wurde von der Oberalp bis vor die Tore Churs, selbst an der Albula und Julia getragen. Auch die Valserinnen hatten ihre zierlichen Zughauben den neuen Wallakappen, wie man die Schlappen in Vals nannte, geopfert. Aber bald wandten sich die Außenstationen der Allerweltstracht zu, und gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Schlappe eine Altfrauentracht geworden. Das ganze Kleid ist eben zu düster, als daß junge Leute daran Gefallen fänden, und die schwerfällige Haube schmeichelt keineswegs. Zu einem Festkleid, wie die Wehntaler- oder Bernertracht geworden ist, fehlt unserer Tracht das Zeug, sie wird deshalb in kurzem mit der letzten Trägerin untergehen.

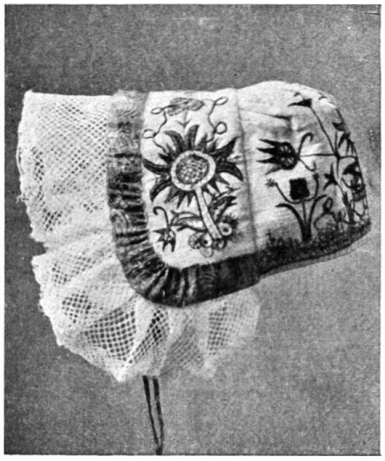


1

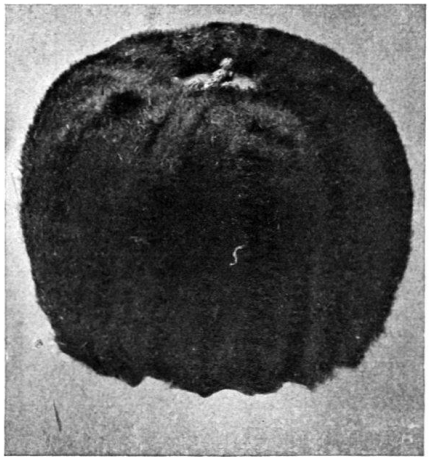
2



3



4

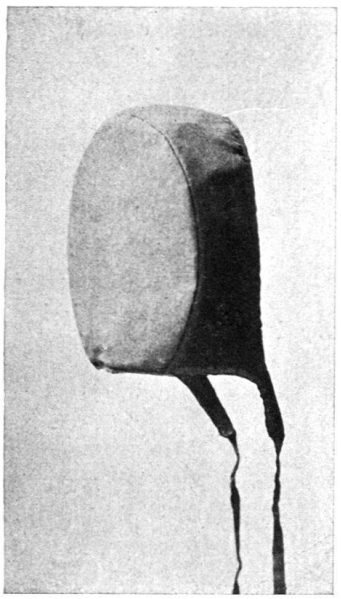


5

6

7

8



9